

Iring Fetcher

»Auf der Flucht erschossen«

Hans Paasche (1881-1920) –
Kapitänleutnant a.D., Pazifist und Radikaldemokrat

Hans Paasche wurde am 3. April 1881 in Rostock als Sohn eines Professors der Wirtschaftswissenschaft geboren. Bald darauf zog die Familie nach Marburg an der Lahn, wohin der Vater einen Ruf erhalten hatte. Neben seiner Tätigkeit als Hochschullehrer war er Reichstagsabgeordneter der Nationalliberalen Partei und dann auch Vizepräsident des Reichstags. (...)

1893 zog die Familie nach Berlin, wo Hans das Joachimstaler Gymnasium besuchte. Aus gesundheitlichen Gründen verließ er in der Unterprima die Schule und wurde Seekadett. Die Laufbahn eines aktiven Marineoffiziers lockte ihn vor allem wegen der Möglichkeit, die weite Welt kennen zu lernen. Nach allen Berichten von Kameraden und Untergebenen war Paasche in jeder Hinsicht ein ungewöhnlicher Offizier. Er trat mit Entschiedenheit für Alkoholabstinenz ein und suchte auch seine Untergebenen und Kameraden vom Alkohol abzubringen. Dass er mit einfachen Soldaten kameradschaftlich verkehrte, haben ihm seine Vorgesetzten verübelt. In Afrika, wohin er 1904 (...) kommandiert wurde, lernte er rasch Kisuaheli und zeichnete sich als Kommandeur eines zur Niederwerfung einer Aufstandsbewegung eingesetzten Truppenteils aus. Wegen einer Malariaerkrankung musste Paasche mehrere Monate Erholungsurlaub in Deutschland verbringen.

Der Militärdienst, über den er 1918 in der selbstkritischen Schrift »Meine Mitschuld am Weltkrieg« berichtet, stieß ihn immer mehr ab. Ende 1908 heiratete er Ellen Witting, die Tochter des Geheimen Regierungsrates Richard Witting (damals Direktor der Nationalbank) und nimmt bald darauf als Kapitänleutnant seinen Abschied. Zusammen mit seiner Frau kehrt er 1909/10 als Zivilist nach Afrika zurück und vertieft seine Kenntnis von Land und Leuten. (...)

Offenbar erleichterte Paasches Naturverbundenheit und Sportlichkeit den Zugang zur Welt der Afrikaner, und seine Erinnerung an Homer ließ ihn die Zusammengehörigkeit aller Menschen empfinden, statt, wie anderen sogenannten »gebildeten Europäern«, als Vorwand für arrogante Überlegenheitsgefühle zu dienen. Heimgekehrt nach Berlin, ist er eine Zeit lang Direktor der Deutschen Nyanza Schifffahrtsgesellschaft und gibt von 1911 bis 1917 zusammen mit Sanitätsrat Carl Strecker die Zeitschrift »Die Abstinenz – Central-Organ für die Nüchternheitsbewegung in Deutschland« heraus.

1912 gründet er mit Hermann Popert die Halbmonatsschrift »Der Vortrupp«, das Organ der sogenannten »Vortrupp-Bewegung«. In zahlreichen Vorträgen sucht er Verständnis für Afrika und seine Menschen zu wecken, klagt sich aber später selbst an, die deutsche Kolonialherrschaft nicht kritischer dargestellt zu haben. Im Oktober 1913 nimmt



Dieser für diese Veröffentlichung gekürzte Text von Iring Fetcher ist dem in diesem Jahr im Bremer Donat-Verlag wieder aufgelegten Buch von Hans Paasche: *Die Forschungsreise des Afrikaners Lukanga Mukara in innerste Deutschland. Geschildert in Briefen Lukanga Mukaras an den König Ruoma von Kitara* entnommen. Unter dem Titel *Hans Paasche (1881-1920) – Kapitänleutnant a.D., Pazifist und Radikaldemokrat* ist er das Nachwort zu den *Briefen*, deren erste 1912 erschienen sind.

Weitere Informationen zum dem Buch (168 Seiten, Hardcover, 12,80 Euro, ISBN 978-3-3938275-63-4) und des gerade auch für PazifistInnen interessanten Programm des Donat-Verlags sind im Internet zu erhalten: www.donat-verlag.de

Paasche am Treffen der deutschen Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner teil, deren idealistischen und lebensreformerischen Zielen er schon lange nahe stand. Seit 1912 unterstützt er die vegetarische Bewegung, seit 1913 bekennt er sich offen zum Pazifismus.

In der – wie er bald feststellt – irrigen Meinung, Deutschland führe einen reinen Abwehrkampf gegen aggressive Feinde, meldet er sich im August 1914 wieder als Kriegsfreiwilliger und wird zuerst (...) auf dem Leuchtturm »Roter Sand«, im Oktober 1914 (...) auf dem Minenschiff »Pelikan« eingesetzt. Im Juli 1915 ist er Kompanieführer der 7. Kompanie der Torpedodivision in Wilhelmshaven, eine Versetzung, die er seiner ständigen Agitation gegen den Alkoholkonsum in der Marine wie im Heer zuzuschreiben hatte. Als wachhabender Standortoffizier von Wilhelmshaven gab Paasche einmal die folgende schriftliche Meldung über »besondere Vorkommnisse« ab: »Als ich am gestrigen Sonntag-Nachmittag als O.v.D. die Göckerstraße entlangging, begegneten mir drei geistesranke Matrosen. Sie hatten die Mütze im Genick, die Jacken offen, schlugen mit den Armen um sich und belästigten vorübergehende Damen. Als ich voller Anteilnahme mich mit ihnen beschäftigte, merkte ich an dem widerwärtigen Geruche, der ihrem Munde entströmte, daß es sich um Vergiftete handelte. Ich brachte die drei bedauernswerten Leute in Sicherheit und sorgte für ärztliche Behandlung. Es stellte sich heraus, daß die Betreffenden Al-ko-hol (!) zu sich genommen hatten. Obwohl das Benehmen der Menschen höchst ungebärdig und ärgerlich war, dürfte dennoch eine strengere Bestrafung dieser armen Kranken schwerlich in Frage kommen, da, wie ich zu meinem Schrecken mir eingestehen mußte, dieses schwere Gift in unserem Staate ja an allen Straßenecken ohne jeden Giftschein ausgeteilt werden darf. Auch dürfte noch strafmildernd ins Gewicht fallen, daß an demselben Tage, wie mir dann mitgeteilt wurde, auch Vorgesetzte damit fahrlässig sich vergiftet haben, sowohl im Offizierskasino als auch auf den ganz naheliegenden Schiffen Seiner Majestät des Kaisers (...).« Man kann sich leicht vorstellen, wie diese ironisch-satirische Eintragung auf den Festungskommandeur gewirkt haben muss, dem sie am nächsten Tag – wie üblich – unterbreitet wurde. Vermutlich hat dieser unmitilärische Humor zusammen mit der Weigerung, bei einer Gerichtsverhandlung gegen einen Matrosen als Richter zu fungieren, zu seiner Entlassung aus dem Dienst beigetragen. (...)

Anfang 1916 konnte sich Paasche auf sein Gut »Waldfrieden« in der Neumark zurückziehen. Dort hatte er Zeit und Gelegenheit, sich durch Lektüre einen Überblick über die Kriegsursachen zu verschaffen. Schriften wie Fürst Lichnowsky's »Londoner Mission«, von Plessens »Um des teuren deutschen Blutes und Vaterlandes willen« sowie Hermann Fernaus »Gerade, weil ich Deutscher bin« be-

stärkten ihn in seiner kritischen Einstellung gegenüber der politischen und militärischen Reichsleitung. Längst war ihm klar geworden, dass von einer rein defensiven Rolle der deutschen Kriegsführung keine Rede sein konnte. Darüber hinaus erkannte er, dass der Krieg militärisch nicht zu gewinnen war und dass eine »Rettenng Deutschlands« nur in einer radikalen Umkehr bestehen konnte.

Schon im Dezember 1916 warnte er auf einer öffentlichen Versammlung der pazifistischen »Zentralstelle Völkerrecht« in Frankfurt am Main vor einem Bruch mit den USA. Zugleich ging es ihm darum zu beweisen, dass es im deutschen Volk nachdenkliche und selbstkritische Menschen gibt, die das Vertrauen eines demokratischen Präsidenten wie Woodrow Wilson verdienen.

Von seinem Gut und von Berlin aus verschickte Paasche zahlreiche Schriften, Flugblätter und Postkarten mit pazifistischen und regierungskritischen Ausführungen. In einer dieser Postkarten erklärte er u.a., weshalb er »die meisten Unternehmungen, die heute für wohlthätig gelten, nicht fördere« und nennt dann u.a. Wohlthätigkeit zur Beseitigung von Kriegsschäden, die doch nur »die Abneigung der 96 Menschen gegen den Krieg mildere«, Sammlungen für Kriegsdenkmäler und Ähnliches. Die Zeit sei reif, »das Reich der Gewalt abzulösen durch das der Liebe.« Der erste Schritt dazu werde in der Beziehung der Völker zueinander getan, indem die bisherige Anarchie ersetzt werde durch eine internationale Rechtsordnung. Die Bewegungen, die er unterstütze, seien: Tierschutz, Friedensbewegung, Vegetarismus, Abstinenz, Bodenreform, Kampf gegen Impfwang, Todesstrafe, wissenschaftliche Tierfolter und für Frauenstimmrecht. Jeder Einsichtige werde ihm zugeben, »daß diese Bestrebungen in unserer Umgebung von Aberglauben, Vorurteilen und Knechtssinn unvergleichlich wichtiger sind als irgendwelche anderen und eine Beteiligung an der üblichen, bequemen und in ihrer Wirkung beschämenden Wohlthätigkeit geradezu ausschließen.« Ganz im Sinne dieses Appells hat denn auch Paasche (...), »Gold für Eisen« abzugeben, abgelehnt und auch seine Freunde aufgerufen, diese Abgabe zu verweigern, die ja doch nur der sinnlosen Kriegsverlängerung diene.

Wie der Marinearzt Otto Buchinger berichtet, unterhielt Paasche während des Kriegs Briefkontakt mit Franzosen, Engländern und Italienern und suchte auch sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Den verhängnisvollen Entschluss zum uneingeschränkten U-Boot-Krieg verurteilte er in Privatbriefen entschieden. Zu französischen Gefangenen, die auf seinem Gut arbeiteten, hatte er ein gutes persönliches Verhältnis und feierte am 14. Juli 1917 gemeinsam mit ihnen die Erinnerung an die Erstürmung der Bastille.

Im Herbst 1917 wurde Paasche auf Grund von Denunziationen wegen seiner pazifistischen Aufrufe verhaftet und ins Zellengefängnis Berlin Lehr-

ter Straße eingeliefert. (...) Da man eine Anklage wegen Hochverrat gegen Paasche vermeiden wollte und eine Verurteilung dem Ansehen seines Vaters geschadet hätte, wurde behauptet, Paasches Handlungen seien »in einem Zustand krankhafter Geistesaktivität« begangen worden, so dass ihm der Schutz des § 51 des Strafgesetzbuches zustehe. Er wurde daraufhin in eine Heilanstalt für Nervenranke in Berlin-Charlottenburg gebracht, aus der ihn am 9. November 1918 aufständische Matrosen befreiten! Paasche wurde direkt in den Reichstag gefahren, wo er in den Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte gewählt wurde. Während der kurzen Periode der »Doppelherrschaft« stellte es sich jedoch rasch heraus, dass der alte Behördenapparat (des Auswärtigen Amtes wie der anderen Ministerien) von den Mehrheitssozialisten völlig unangetastet gelassen wurde, so dass die beabsichtigte Kontroll- und Aufsichtsfunktion des Vollzugsrates, die Paasche die Aufgabe der Außenpolitik zugewiesen hatte, praktisch unwirksam war. Paasche hatte versucht, zwei Waggons mit Dokumenten, die aus Belgien eingetroffen waren, zwecks Überprüfung der Vorwürfe, die gegen deutsche Soldaten erhoben wurden, zu sichten, musste aber mit ansehen, wie diese Dokumente zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Innenministerium hin- und hergeschoben und dem Vollzugsrat vorenthalten wurden.

Für eine erfolgreiche Teilnahme an den Auseinandersetzungen um die Organisation der Republik fühlte sich Paasche wenig geeignet. Zwar trat er entschieden an der Seite der USPD für eine radikal-demokratische und sozialistische Revolution ein, aber in einer politischen Partei konnte er seinem ganzen eigenwilligen und freiheitsdurstigen Wesen nach nicht aktiv werden. Sein Eintritt in die KPD im Frühjahr 1919 war denn auch eher eine Reaktion Paasches auf die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.

Am 8. Dezember 1918 starb auf dem Gut Waldfrieden seine noch nicht dreißigjährige Frau an den Folgen einer Grippe. Paasche kehrte unverzüglich nach Hause zurück und beschränkte während des folgenden Jahres seine politische Tätigkeit auf Publikationen. Im Jahr 1919 erschienen die beiden kleinen Schriften »Meine Mitschuld am Weltkrieg« und »Das verlorene Afrika«. Beide sind leidenschaftliche Aufrufe an die Deutschen zur Einkehr und Umkehr. Nicht durch räumliche Auswanderung könnten sich die Deutschen von der belastenden Vergangenheit lösen, sondern nur durch »Auswandern« aus verhängnisvollen Traditionen. Der selbstkritische junge Mann aus bildungsbürgerlichem Hause setzte sich vor allem mit den deutschen Mandarinen, mit den chauvinistischen Gelehrten und Professoren, Lehrern und Beamten auseinander. (...)

Komisch und feige erscheint Paasche die Wehleidigkeit vieler Deutscher, die jetzt, nachdem der

Krieg verloren ist, sich über die Kritik der Feinde und deren Geringschätzung alles Deutschen ent-rüsten. Schließlich sei es ja kein Wunder gewesen, dass fast die ganze Welt sich gegen Deutschland verbündete, das durch seine Rüstungspolitik und seine bedrohlichen offiziellen und nichtoffiziellen Äußerungen alle seine Nachbarn in Schrecken 102 versetzt habe. Der Alldeutsche Verband, der Flottenverein, die Hochseerüstung, all das trug zur Vereinigung der sich bedroht fühlenden Staaten bei, und jetzt jammern die Deutschen darüber, dass man ihnen misstrauet! Leider – so Paasches betrübte Anmerkung – sei auch die einst so hoffnungsvolle freideutsche Jugend »zum größten Teil seelisch erst im Gleichgewicht, seit sie mit Zupfgeigenpoepia Reserveoffizier wurde und die Juden beschimpfte.« Optimistisch stimme allein die Kunde, die aus Süd und West komme, »daß die Völker uns neue Zuneigung entgegenbringen. Sie sehen uns als das Volk der Liebknecht, Luxemburg, Eisner. Die wenigen, die den Heldenmut hatten, in großer Zeit zur Wahrheit zu stehen«. Freilich sollte sich solches Vertrauen nur zu bald als Irrtum erweisen.

Wenn man die kritischen Ausführungen Paasches gegen seine deutschen Zeitgenossen von 1919 liest, staunt man, wie wenig sich doch nach 1918 geändert hat. Die meisten Argumente, die er damals vorbrachte, konnten auch nach dem Zweiten Weltkrieg wieder formuliert werden. Hindenburg-Straßen, gegen die sich Paasche damals wandte, gibt es bis zum heutigen Tag. Hans Paasche hatte eine hohe Meinung von den verschütteten Anlagen seiner Landsleute. Er hoffte, dass sie eines Tages ihre besseren Möglichkeiten verwirklichen würden. Sein Zorn war die Kehrseite enttäuschter Liebe. Schier unerträglich war ihm, erkennen zu müssen, dass dieses Volk knechtelig, unterwürfig, jederzeit bereit zu sein schien, auf Befehl einer »hochverehrten Obrigkeit« fremde Völker zu überfallen: »Ihr seid Betrogene, wo immer ihr von Krieg sprecht. Krieg ist etwas ganz anderes, als ihr gelernt habt. Krieg ist etwas, das nicht mehr sein darf. Krieg kann schon deshalb nicht frisch und fröhlich sein, weil es zweifelhaft ist, ob es überhaupt Feinde gibt. Wir lassen uns einreden, Menschen seien gegen uns feindlich gesinnt, wir greifen zu den Waffen, weil gesagt wird, sie hätten zu den Waffen gegriffen. Dann sprechen sie voll Mißtrauen und aus der Ferne zu uns, aus der man sich nicht versteht und Worte, während sie hin und her gehen, gefälscht werden, von denen, die den Krieg wollen. »Den will niemand?« Ach, sie wollen ihn alle: die Irreführten, die Gelingweilten, die Gewinnsüchtigen, die Spieler, die Verkrachten, die Ehrgeizigen, die Lebensmüden und von Liebessehnen Verzehrten. Dann ist der Krieg auch ein einziges Mißverständnis. Ihr sprecht von so und so vielen Toten und Verwundeten, und Zahlen täuschen euch über das Leid hinweg. Es wird euch Freude suggeriert, weil diese Zahlen so oder anders sind. Unsinnig aber ist

es, Tote zu zählen; gemessen werden kann nur die Schuld und geahnt das Leid, das durch sie hervorgehoben wurde.«

Während Hans Paasche sein Gut bewirtschaftete und nur durch seine Veröffentlichungen noch am politischen Leben teilnahm, zogen die militärischen Behörden immer wieder Informationen über ihn ein. Bei einem Besuch in Berlin hatte ihn Maximilian Harden gefragt, ob er sich nicht bedroht fühle. Nur zu bald sollte sich zeigen, wie Recht Harden hatte. Auf Grund einer Denunziation, Paasche halte auf seinem Gut Waffen für einen kommunistischen Aufstand verborgen, rückten am 21. Mai 1920 fünfzig bis sechzig Mann unter Führung eines Oberleutnants mit Karabinern und einem Maschinengewehr an, umzingelten das Gut und durchsuchten es. Hans Paasche, den ein Gendarm bat, ins Gutshaus zu kommen, badete gerade in seinem nahegelegenen See. Er zog sich eine Jacke über und ging mit. Als er erkennen musste, dass im Gebüsch Soldaten mit der Waffe im Anschlag lagen, kehrte er um und wurde von vier Kugeln tödlich getroffen. Bei der Durchsuchung wurde nicht eine einzige Waffe gefunden. Ein Strafverfahren gegen die Beteiligten wurde nicht eröffnet. Der Tod Paasches, so hieß es in einer amtlichen Verlautbarung, »sei auf ein Zusammentreffen nicht voraussehbarer unglücklicher Umstände zurückzuführen, für die niemand strafrechtlich verantwortlich gemacht werden könne«. Alle Proteste von Pazifisten und Journalisten änderten nichts daran, dass auch dieser Mord an einem wehrlosen und unschuldigen Menschen ungesühnt blieb. Die Republik sah zu, wie ihre entschiedensten Anwälte umgebracht wurden! (...)

■ Forschungsreise ins innerste Deutschland

Mit Ausnahme des Buches »Fremdenlegionär Kirsch – Eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengraben in den Kriegsjahren 1914/15«, das zwischen 1916 und 1918 eine Auflage von 250000 erreichte, ist wohl keine Veröffentlichung Hans Paasches so viel beachtet worden wie die von ihm verfassten Briefe des Afrikaners Lukanga Mukara an den König Ruoma von Kitara. Hier legt Hans Paasche einem Afrikaner seine entschiedene Kritik an der Zivilisation des wilhelminischen Deutschland in den Mund, zugleich aber auch die an der Hektik, der Oberflächlichkeit, der irregeleiteten Glückssuche der modernen Industrielwelt überhaupt. Ganz ähnlich wie fast zweihundert Jahre zuvor Montesquieu in seinen »Lettres Persanes« benützt Hans Paasche den frischen und verfremdenden Blick eines Ausländers dazu, um sichtbar zu machen, was die meisten seiner Zeitgenossen und noch viele heutige Menschen sich nicht eingestehen wollen. Während vermutlich die ersten Leser vor allem die Argumente gegen Tabak- und Alkoholgenuss beachtet haben,

frappiert den heutigen Leser die Kritik am Wachstumsfetischismus, dessen ganze Sinnlosigkeit dem Afrikaner auffällt. Auf die Frage seines Briefpartners, wozu die vielen Wagen dienen, antwortet er, wie auf im Grunde widersinnige Weise immer größere Städte entstehen mit immer mehr Menschen, die immer isolierter leben (...).

Hier finden wir schon präzise aufgeführt all die Naturzerstörungen, über die erst seit wenigen Jahren bei uns öffentlich diskutiert wird. Ich erinnere mich, mit welchem Stolz nach 1945 Amerikaner und Sowjets die Anzahl ihrer Millionenstädte nannten und daran die Fortschrittlichkeit ihrer jeweiligen Gesellschaftssysteme ablesen wollten. Heute, da Mexiko, Rio de Janeiro, Sao Paolo und andere Riesenstädte zum Albtraum geworden sind, denkt niemand mehr daran, sich damit zu brüsten. Die Naherholungsgebiete und attraktiven Ferienstrände aber sind mit Gebäuden oft schon so dicht besetzt, dass ihr Erholungswert weitgehend illusorisch geworden ist. Und die Gegenproduktivität der Gefängnisse, in denen das Milieu der Delinquenz produziert und reproduziert wird, hat erst Michel Foucault in den siebziger Jahren eindringlich analysiert. Hans Paasche hat in seinen Artikeln nach dem Kriege wiederholt auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, der darin liegt, dass Verantwortliche für das Massensterben im Kriege mit Ehren in Pension geschickt werden, während der kleine Ladendieb oder der Wilderer (den Hans Paasche allerdings wegen seiner Tierquälerei verabscheut) auf Jahre ins Gefängnis geht. Paasche führt den Deutschen vor Augen, dass sie kein Recht haben, ihre Lebensformen nach Afrika oder anderswohin zu exportieren. Nach 1918, als der Traum von einem großen deutschen Kolonialreich in Afrika zunächst ausgeträumt war, gehörte »Lukanga Mukara« zu den in der Jugendbewegung meistbegehrten Büchern. Auch die Arbeiterjugend begeisterte sich für die »Forschungsreise« und die sozial- und kulturreformerischen Ideen Paasches und seine Kritik an jenem überheblichen eurozentrischen Fortschrittsglauben, der uns inzwischen auch »daheim« fragwürdig geworden ist. (...)

Hans Paasche war ein Vorläufer der heutigen Ökologiebewegung. 1914 veröffentlichte er einen Aufruf »Gegen die Federmode« und bat die Frauen, auf Federschmuck, der von Edelherrn und Paradiesvögeln stammt, zu verzichten, da diese Vögel vom Aussterben bedroht seien. Lediglich Straußenfedern seien unbedenklich, da sie von Zuchttieren gewonnen würden. In seinen Schriften über Afrika tritt er für die Erhaltung der dortigen Flora und Fauna ein und klagt sich im Rückblick an, zeitweilige Freude an der Großwildjagd empfunden zu haben. Die Schutzbehauptung der Kolonialherren, sie brächten den »Negern europäische Hochkultur«, weist Paasche als Lüge oder Selbsttäuschung nach. Vieles von dem, »was wir den Afrikanern bringen« ist »schädlich«. Dagegen zeigen die Briefe, die er

Lukanga Mukara (einem tatsächlichen existierenden afrikanischen Freund) in den Mund legt, wie viel die Europäer und namentlich die Deutschen von diesem Afrikaner lernen können. Paasche leiht seinem afrikanischen Freund seine Kenntnisse des deutschen Lebens, der Trinksitten, des Kaiserkults, des Rauchens, der Untertanengesinnung und des Aufbruchs der Jugend auf dem Hohen Meißner, und er lernt von dem Vertreter einer anderen Kultur den fremden und damit Erkenntnis ermöglichenden Blick. (...)

Es wäre schön, wenn einige Texte Paasches in deutschen Lesebüchern Eingang fänden und Straßen aus Hindenburgstraße in Paaschestraße umbenannt würden! Seine Mahnungen, die von 1918 bis 1920 nicht genügend Menschen erreichten, sollten heute – im Verein mit den Stimmen zahlreicher anderer – endlich Gehör finden um des Friedens unter den Völkern, zwischen den Rassen und mit der Natur willen.



Christian Th. Müller, Dierk Walter (Hrsg.): Ich dien' nicht! Wehrdienstverweigerung in der Geschichte. In Verbindung mit dem Arbeitskreis Militärgeschichte e.V., dissertation.de – Verlag im Internet. Berlin 2008, 270 Seiten, broschiert, 43,00 Euro, ISBN 978-3-86624-402-3

Die Wehrpflicht ist aus der Militärgeschichte der abendländischen Moderne kaum noch wegzudenken. Zumindest sind seit der Entstehung des modernen Territorialstaats in der frühen Neuzeit nur wenige Länder zur Etablierung ihrer Streitkräfte ohne dieses Zwangsinstrument ausgekommen. Der Zugriff des Staates auf den Einzelnen im Rahmen gesetzlicher Regelungen wurde aber nicht durchweg unwidersprochen hingenommen. So gab es, wohl seit es Krieg und Militär gibt, immer auch Individuen, Gruppen, Organisationen und Glaubensgemeinschaften, die sich aus unterschiedlichen Gründen der staatlichen Verpflichtung zum Militärdienst verweigerten oder entzogen, obwohl dafür nicht selten empfindliche Strafen drohten. Zugleich wurden immer wieder spezifische religiöse und soziale Gruppen vom Kriegsdienst ausgenommen. Insgesamt betrachtet wurde die rechtliche Möglichkeit, den Militärdienst zu verweigern, in den verschiedenen Ländern unterschiedlich liberal oder streng gehandhabt beziehungsweise ausgelegt. So beschränkte sich dieses Recht manchmal nur auf bestimmte Gruppen (mit bestimmten religiösen oder moralischen Überzeugungen) oder war verbunden mit der Überwindung von mal mehr oder weniger hohen rechtlichen Hürden (vgl. www.gbv.de/dms/spk/sbb/recht/toc/510223397.pdf; www.de.wikipedia.org/wiki/Kriegsdienstverweigerung; www.ger.anarchopedia.org/kriegsdienstverweigerung).

Unter dem Motto »Ich dien' nicht! Wehrdienstverweigerung in der Geschichte« beschäftigte sich der Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. vom 20. bis 22. Oktober 2006 in Reinbek bei Hamburg mit der Entwicklung des Phänomens der Wehr beziehungsweise Kriegsdienstverweigerung und dem gesellschaftlichen Umgang damit von den Anfängen bis heute, wobei der Schwerpunkt auf dem 20. Jahrhundert lag. Die dabei gehaltenen Vorträge

vereint der vorliegende, von Christian Th. Müller und Dierk Walter herausgegebene Tagungsband.

In ihrer Einleitung (S. 5-13) weisen die Herausgeber, beide wissenschaftliche Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung (vgl. www.his-online.de), darauf hin, dass das Thema Wehrdienstverweigerung – in allen seinen Facetten – deswegen historisch relevant ist, weil in ihm der Staat und die Streitkräfte immer wieder gezwungen werden, sich rechtlich und praktisch mit der Frage der Sinnhaftigkeit und ethischen Vertretbarkeit militärischer Gewaltanwendung durch das Kollektiv auseinander zu setzen. Der Wehrdienstverweigerer werde daher nicht selten als Element wahrgenommen, das die Legitimität wie auch die Kohäsion (Zusammenhalt) der Streitkräfte zu gefährden droht. Diese Auffassung bestimme somit auch den historisch oft äußerst repressiven (unterdrückenden) Umgang des Staates mit dem den Kriegsdienst verweigernden Bürger. Im Phänomen Wehrdienstverweigerung und dem Umgang damit spiegele sich daher paradigmatisch die gesellschaftliche Verfasstheit des Staates und seiner Streitkräfte wider.

Von diesen Thesen ausgehend standen folgende Leitfragen am Ausgangspunkt der Tagung (vgl. www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=4478):

1. Wie hat sich das Phänomen Kriegsdienstverweigerung historisch entwickelt? Was sind seine philosophie-, rechts- und religionsgeschichtlichen Wurzeln?
2. Wie unterscheiden sich rechtlich und analytisch Wehrdienstverweigerung und Kriegsdienstverweigerung?
3. Wie verhalten sich die Phänomene Exemption (gesetzliche Freistellung) vom Wehrdienst und dem Wehrdienst Ausweichen historisch und systematisch zur Kriegsdienstverweigerung?
4. Welche Umstände werden historisch, juristisch und faktisch als legitime Gründe der Kriegsdienstverweigerung anerkannt und warum?
5. Welche Rechtsform und welchen Charakter haben die bestehenden Wehrersatzdienste (ziviler Ersatzdienst bzw. waffenloser Dienst)?
6. Welchen Einfluss hat die gesellschaftliche